Nr. 26. (Alte Folge 104.)

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 28. Dezember 1844.

Zweck und Richtung: Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und gewerblichen Verhältnisse und jener des Auslandes. — Unsere Spalten sind für den Vaterlandsfreund geöffnet, um Ansichten und Wünsche über vaterländische Zustände und Staatseinrichtungen in den gesetzlichen Schranken, mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun.

Für Literatur und Unterhaltung.

Preis: Vierteljährlich bei der Expedition für 26 Nummern — 10 Sgr., bei allen Postanstalten des Preuß. Staates 17½ Sgr. und im deutschen Buchhandel vierteljährlich — 15 Sgr. Erscheint wöchentlich 2 Mal am Dienstag und Freitag.

Die Einrückungsgebühren betragen ⅔ Sgr. oder 2 Kreuzer für die gespaltene Borgiszeile.

Das Deutsche Bürgerblatt

wird auch in 1845 **in unveränderter Form und Richtung im Aeußeren und Inneren** fortererscheinen. Statt aller Versprechungen und Anpreisungen bitten wir seine verehrl. Leser, einen Rückblick auf seine seit der neuen Folge vom 1. Oktober gegebenen Original-Aufsätze zu werfen, und überlassen denselben, ihr Urtheil zu fällen.

Ueberzeugt, daß unsere Leser dem Deutschen Bürgerblatte, wo sie es vermögen, Verbreitung und Anerkennung seines gediegenen Strebens verschaffen, bitten wir die Bestellungen für das erste Quartal 1845 — auswärts bei der nächsten Postanstalt — recht frühzeitig zu machen.

Alle Einrückungen (die Zeile kostet nur ⅔ Sgr.) werden von der Expedition franko erbeten, sowie sonstige Briefe und Gelder.

Uebersicht.

Union der deutsch-katholischen und der deutsch-evangelischen Kirche.
Ein freimüthiges Wort über Dienstherrschaften und weibl. Dienstboten. Von von Th..b.
Ueber Thierquälerei. Von Dr. J. Müller.
Korrespondenz von der belgischen Grenze (die Umtriebe der Jesuiten).
Zur Literatur und Unterhaltung. Deutsche Dichter. — Deutsche Literatur. — Geschichte. — Das griechische Mädchen. Von Sloet von Oldhuis. — Der Kunstteufel. Modernes Märchen. — Mannigfaltiges.
Bekanntmachungen und Anzeigen. Wechsel- und Geld-Kourse.

Union der deutsch-katholischen und der deutsch-evangelischen Kirche.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" theilt folgendes Schreiben mit, welches in diesen Tagen von Königsberg, mit zahlreichen Unterschriften von Bürgern, Geistlichen, Lehrern, Beamten versehen, nach Schneidemühl an Czerski, den Priester der dort entstandenen apostolisch-katholischen Gemeinde, abgegangen ist:

„Wir unterzeichnete Evangelische aus Altpreußen den geliebten katholischen Brüdern in Schneidemühl und Allen, die mit euch eins sind im Geiste. Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Was wir von euch gehört in den letzten Tagen, hat uns getrieben, eine Frage an euch zu richten, auf welche eure Güte uns Antwort geben wird. Der Haß um den Glauben hat dreihundert Jahre und darüber das deutsche Vaterland der Einheit und damit seiner besten Kraft beraubt; doch denkt ihr gewiß wie wir: wenn die Wahrheit Gottes es wirklich verlangte, müßten wir auch das Vaterland opfern. Nun schließen wir aber aus eueren letzten Schritten, daß ihr glaubt wie wir: die Wahrheit verlange dieses Opfer nicht. Jeder kann seinem Glauben treu bleiben und doch Deutschland in Liebe eins sein. Jeder wird unter uns seines Glaubens leben und doch Deutschland in Liebe eins sein, sobald die deutschen Katholiken sich von der Tyrannei des Papstes und seiner römischen Priester befreien. Unsere Frage ist nun: ob ihr diese herrliche Zukunft herbeiführen, ob ihr für euch und im Namen der Unzähligen, die euch früher oder später folgen, die Union der deutsch-katholischen Kirche und der deutsch-evangelischen Kirche aussprechen wollt? Unsere Meinung ist nämlich diese: Ihr bleibt katholische Christen und wir bleiben evangelische Christen; aber wir betrachten uns als Brüder in Christo, die demselben Ziele, dem Gottesreich auf Erden, das er gründen will, entgegengehen. Diese brüderliche Vereinigung ist möglich geworden, seitdem ihr erklärt habt, ihr wollt nicht mehr, wie der Papst in Rom es thut, eure protestantischen Brüder verfluchen; seitdem ihr erklärt habt, ihr haltet auf diejenige Ehe, die Katholiken und Protestanten schließen, als einen heiligen Bund. Damit habt ihr aufgehört, römische Katholiken zu sein; aber Katholiken bleibt ihr, deutsche Katholiken; wie wir eben deshalb aufhören, euch gegenüber Protestanten zu sein, aber evangelische Christen bleiben. Wir hören auf, Protestanten zu sein, denn wir haben nur protestirt gegen den Papst und die in unserm Vaterlande und in aller Welt Haß und Zwietracht säende Tyrannei desselben und seiner Römlinge. Eins in der Liebe, stellen wir Gott das Gericht anheim, welche Glaubenssätze die rechten sind. Jeder von uns folgt dem Glauben seiner Väter; aber wir wandeln wie Brüder nebeneinander unsern Weg und stehen Einer für den Andern, und theilen jeden Schmerz und jede Freude und handeln in diesem Sinn, indem wir jedes Jahr einen Festtag des Dankes gegen den Vater der Liebe zum Andenken an diese unsere brüderliche Vereinigung feiern. Diese Erklärung, daß ihr katholische Christen uns evangelische Christen in jeder Beziehung als Brüder betrachtet, nennen wir die Verkündigung der deutsch-katholischen und der deutsch-evangelischen Kirche, und nichts Anderes

verstehen wir unter dieser Union. Wollt ihr in diesem Sinne die Union der deutsch-katholischen und deutsch-evangelischen Kirche vor dem Angesichte des Allmächtigen, der die Liebe ist, und vor allen deutschen Völkern laut verkündigen? Unsere Bitte geht auf Nichts, als dies Eine Wort. Aber es dünkt uns, daß von diesem Einen Worte, wenn ihr es aussprecht, die Jahrhunderte erzählen werden, daß von diesem Einen Worte die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes abhängt, daß von diesem Einen Wort ein neues, frohes Leben der ganzen christlichen Verbrüderung beginnt. So geht mit euch denn zu Rathe und laßt uns und das harrende Vaterland eure Antwort hören. Wir grüßen euch, geliebte Brüder in Christo, und die allerbarmende Gnade Gottes sei mit euch und euerm Werk. Königsberg, in der ersten Woche des Advents im Jahre 1844 nach der Geburt des Heilandes." (Folgen die Unterschr.)

* Ein freimüthiges Wort über Dienstherrschaften und weibl. Dienstboten.

Vom Rhein und Main.

„Wer sich fürchtet, die Wahrheit zu sagen, und solche selbst mit seinem Kopfe zu vertreten, der dient seinem Vaterlande nicht treu."

Nelson vor Kopenhagen.

Es ist eigentlich eine bedenkliche Zeit, wenn man die allgemeinen Aufregungen der Gemüther im deutschen Vaterlande so ganz unbefangen überblickt; allerwärts rumort der Zeitgeist, und selbst die Mutter Erde schließt sich ihm an, und doch sehen die Staatsregierungen so ruhig zu, wie sich so nach und nach das politische Gewitter zusammenzieht, an dessen zerstörender Entladung und Folgen der rechtliche Bürger nur mit Zittern und Entsetzen denken kann. Betrachten wir die Weberunruhen in Schlesien und Böhmen, die Handwerksburschen-Vereine und Tumulte, die Bauern-Revolte in Brackwede, die Demagogie und den Patriotismus eines Assessors Emmerich in Rheda, die neuerlich schweizerischen Zustände, und endlich die empörenden geistlichen Wirren und Umtriebe der päpstlichen Grenadiergarde (Jesuiten) mit ihren Trabanten: Riffel, Sausen, Himioben, Laurent, Zander, Philipps, Jarcke, Herbst, Pater Goßler, Höninghaus und des Exjuden und Kommisvoyageur Brühl und Konsorten, nebst den Domkapiteln Breslau, Trier und Limburg als Brigadiers: so sind dieses Gegenstände, welche allerdings zu näheren Würdigungen sämmtlicher Staatsregierungen sich eignen. Es ist ein mit Hohn und frecher Absurdität geschwängerter Uebermuth, welcher sich in allen Volksklassen in einer Art und Weise, nicht nur gegen manche weise Anordnungen der Regierungen, sondern selbst Stand gegen Stand kund gibt, begleitet von einem verschwenderischen, nie gekannten, Wohlstand und Sittlichkeit tödtenden Luxus, der, wie der Dieb um Mitternacht, in alle Volksklassen, Familien und Stände sich eingeschlichen, und selbst bis zum frechsten Uebermuthe, zur Untreue und Sittenlosigkeit der weiblichen Dienstboten übergegangen und ausgeartet ist. Alle diese Gegenstände sollten doch — sind wir der Meinung — Veranlassung genug sein, die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen rege zu machen und die gesetzliche Einschreitung herbeizuführen.

Ueber das Verhältniß der Dienstherrschaften zu den Dienstboten und der Dienstboten zu den Dienstherrschaften, welchem wir diese Abhandlung würdigen, wurde schon so viel geklagt, geschrieben, gesprochen und verordnet, aber — wie es scheint — weder von den gesetzlichen Behörden, noch von den Dienstherrschaften, noch weniger aber von den Dienstboten einer Beachtung werth gehalten worden. Wir haben in neuerer Zeit Thatsachen erlebt, die Schauder erregen, wie weibliche Dienstboten ihre Dienstherrschaften vergiftet haben, und haben neuerdings erlebt, wie ein Diener einen alle Gefühle empörenden dreifachen Raubmord an seiner Herrschaft vollbracht hat; wir erfahren es alle Tage, und die Korrektions- und Zuchthäuser liefern Beweise, wie unsere weiblichen Dienstboten ihre Dienstherrschaften auf alle erdenkliche Weise betrügen und bestehlen, dabei übermüthig, grob und faul, verleitet durch einen nie gekannten Luxus, einen hohen Lohn sich bedingen und doch auch die ihnen zustehenden Arbeiten nur nachlässig oder mit Widerwillen und Murren verrichten, so zwar, daß die Frau vom Hause, will sie ihre Geschäfte richtig besorgt wissen, der gnädigen und hochbezahlten Dienstmagd entweder eine Tagfrau (Gehülfin) halten und bezahlen oder selbst Hand anlegen muß. So kommt man oft beim Eintreten in eine Familie in die größte Verlegenheit, die Hausfrau und ihre Töchter von der Dienstmagd zu unterscheiden, und Manche wurde schon mit dem in Deutschland ominösen entarteten „gnädigen Fräulein" gegrüßt, welches Uebel schon so gewurzelt, daß man sogar die Kellnermädchen in den Wein- und Bierschenken, die Ladenmädchen mit „Fräulein" anreden und rufen hört. Diesen Uebeln, die so nachtheilig auf Sitten und Wohlstand einwirken, gesellt sich dann noch das Ausstellen guter Zeugnisse der Dienstherrschaften gerade an solche Dienstboten, welche dergleichen am unwürdigsten sind, weswegen auf den Dienstherrschaften nicht nur die Schuld, sondern die größte Verantwortung der gegenwärtig so ausgearteten weiblichen Dienstboten lastet; und so müssen freilich die gerechtesten Klagen der besseren Dienstherrschaften verhallen und als Opfer der Nachlässigen fallen, besonders wo nachfolgende Fälle Platz greifen, welche wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, und hier, unserem gegebenen Motto gemäß, freimüthig besprechen.

Kommt ein noch so braves und tugendhaftes Mädchen vom Lande in die Stadt, so wird von der Dienstherrschaft darauf gedrungen, ihre ländliche, reine und einfache Kleidung mit jener der Städter zu vertauschen, ja, wir haben Dienstherrschaften kennen gelernt, welche solche Kleidung auf ihre Kosten

ihrer neuen Dienstmagd anschaffen, um dem ihnen widrigen Anblick der ländlichen Tracht — wie sie sich ausdrücken — auszuweichen. Hierdurch wird aber eine Eitelkeit dem Landmädchen beigebracht, die sogar in Verachtung gegen ihre Eltern, Schwestern, Kamerädinnen und ihre sonst liebe Heimat ausartet, und so ist der Grund zu ihrem Verderben gelegt. Nun aber hat das Landmädchen in seinem neuen Putz ein äußeres, mehr gefälliges und liebenswürdiges Aussehen, das städtisch aufgeputzte Landmädchen macht Eindruck auf das gefühlvolle, von der Abwechselung von Gott gestrafte Herz ihres Dienstherrn, der es mit der ehelichen Treue nicht so gewissenhaft nimmt; er schmeichelt sie, ruft sie nicht mehr: „Katharina, hole Sie mir Das oder Jenes!" wie früher, sondern: „Käthchen, holen Sie mir Das oder Jenes," übersieht ihre auch gröbsten Fehler, macht hinter der liebenswürdigen Hausfrau derselben Geschenke, und so wird nach und nach die Dienstmagd die zweite Hausfrau, auf den Befehl ihrer Gebieterin nicht mehr achtend, denn sie steht ja unter der Protektion ihres ihr wohlwollenden Dienstherrn. Kommt nun die Frau auf die Spur der zwischen ihrem Eheherrn und der Dienstmagd statthabenden Verhältnisse, oder die Frau kann das nachlässige, oft grobe, unstatthafte Benehmen ihrer Dienstmagd gegen sich, ohne ihre Rechte nicht zu vergeben, nicht mehr dulden; so ist der Hausfriede gestört und wo die Hausfrau noch aufpochen kann, muß das brave, tugendhaft eingetretene Landmädchen als verdorbenes Stadtmädchen das Quartier räumen. Unsere Geburtsregister liefern die Folgen. — Oder der nicht seltene Fall tritt ein, wo die Hausfrau heimliche Liebschaft koquettirt, so werden die Dienstboten als Schildwachen, als Träger mündlicher Ausrichtungen und Briefe gebraucht; hierdurch wird das Mädchen anmaßend, nachlässig, gleichgültig in ihren Verrichtungen, oft grob, und die Hausfrau muß alle Fehler, das Auslaufen nach acht bis zehn Uhr zu Tanz und Musik ꝛc. übersehen und ihr noch obendrein gute Worte geben, um nicht bei ihrem Eheherrn verrathen oder bei anderen Familien ausgetragen zu werden. — Auch ist der eheliche Himmel nicht immer blau, er trübt sich zuweilen; dann klagt und schimpft die sich gekränkt glaubende Hausfrau bei der Dienstmagd über ihren Eheherrn, entwickelt dieser über denselben Sachen, worüber öfters das Scham- und Ehrgefühl erröthet, oder umgekehrt der Eheherr über seine Ehefrau, und so ist es kein Wunder, wenn Achtung und Gehorsam der Dienstboten ihr Grab gefunden haben, da die Dienstherrschaften ihre Todtengräber bilden.

Was wird nun aus solchen Personen? — Die tägliche Erfahrung und Beobachtung liefern Beispiele solcher unglücklichen Personen im schaudervollen Uebermaß. Kein Dienst ist ihnen mehr recht, auf ihre Figuren eitel, vom Luxus und Putz hingerissen, verfallen sie endlich der Sittenlosigkeit, nehmen ihre Zuflucht zu den öffentlichen Schandhäusern, um ihre Leidenschaften zu befriedigen, oder miethen sich ein Logis, nehmen Besuche an, oder treten bei ganz armen Familien, welche öfters selbst das tägliche Brod nicht besitzen, unter der Maske „als Dienstboten" ein, um so auf diese Weise ihren unsittlichen Lebenswandel der Polizeibehörde zu maskiren. Wir haben sogar zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß die „Mägde-Verdingerinnen" sich der Kuppelei bedienen, und nicht nur dienstlose, sondern sogar in ehrbaren Häusern dienende weibliche Dienstboten schamlosen Herren anbieten, welche dann, um ihr Rendezvous zu vollbringen, in einem Wirthshause ein Zimmer auf den Moment sich geben lassen. Wir könnten die Kontravenienten persönlich nennen und malen, allein vielleicht wird dieses vielgelesene „Deutsche Bürgerblatt" auch in deren Hände fallen und diese kleine Epistel sich wohl zu einem sittlicheren Leben ad notam nehmen *).

Finden vorgenannte Gebrechen der Dienstboten größtentheils ihren Grund in der unzeitigen Galanterie und Nachsicht der Dienstherrschaften, so gibt es auch Dienstherrschaften, welche durch Rohheit, Schimpfen und Zanken, ja selbst Mißhandlung gegen die Dienstboten ebenfalls der Aufmerksamkeit der Polizeibehörden unterliegen, da durch ihre schlechte und strafbare Handlungsweise das bravste Dienstmädchen öfters sich genöthigt sieht, vor Ablauf ihrer Dienstzeit ihren Dienst zu verlassen und so in Verlegenheit kommt, da sie keinen offenen Platz findet — leben will sie — in Hände fällt, welche aus ihrer Noth Gewinn ziehen und so zu der an der Tagesordnung herrschenden Unsittlichkeit unseres Zeitalters hingezogen wird. Auch hier könnten viritime Beispiele gegeben werden.

Diesen Uebeln, die einer epidemischen Pest gleichen, ist eine eben so schwere Aufgabe, als allen Menschen zugefallen. Jedoch hat das Herzogthum Altenburg vor einigen Jahren eine strenge Dienstboten-Ordnung veröffentlicht und eingeführt, worin den Dienstherrschaften ihr anzunehmendes Betragen gegen ihre Dienstboten, sowie jenes der Dienstboten gegen ihre Dienstherrschaften so ziemlich genau angegeben und den Dienstboten eine besondere Kleidertracht vorgeschrieben ist, da in diesem Putz alle Laster und Verbrechen der Dienstboten aufzusuchen sind. Eine solche Einführung von Kleidertracht würde vielleicht dann eine vollständige Revolution der in unseren Main- und Rheinlanden vornehmen Welt und der weiblichen Dienstboten veranlassen, welche nun sehr leicht zu dämpfen ist, weit leichter, als der Kommunismus und der so klapperschlangen-

*) Wir halten uns besonders verpflichtet, die Polizeibehörden, welchen die Sittlichkeit am Herzen liegt, auf die Privatmiethungen weiblicher Dienstboten, sowie auf die Dienstherrschaften, welche Nichts für sich zu leben haben, doch öfters nicht nur eine, sondern zwei und drei Mägde halten, sowie auf die Verdingweiber besonders aufmerksam zu machen, da selbst diese ordnungswidrige Handlungen besonderen Schutz der Unterpolizeioffizianten genießen. Exempla sunt odiosa!

artige Jesuitismus, denn will die Dienstherrschaft eine solche Dienstmagd mit vorgeschriebener Kleidertracht nicht halten, so mag sie ihre Arbeit selbst thun; aber es kann und darf nicht gestattet werden, ohne Unterschied Dienstboten zu halten, die nicht die vorgeschriebene Kleidertracht strenge befolgen. Da nun aber die Dienstboten nicht dabei durch eine plötzliche Aenderung ihrer nicht ihrem Stande angemessenen vorräthigen Kleidungsstücke in Nachtheil gerathen, so dürfte die Einführung nach einem Jahre, von dem Tage der Bekanntmachung an, allerwärts eintreten und wären die Kontravenienten, Dienstherrschaftrn wie Dienstboten, ernstlich und streng mit Geld — welche Strafgelder dem Hospital weiblicher Dienstboten anheimfallen — und selbst mit Gefängniß zu bestrafen. Mache man nur kein Flickwerk, damit der Flock nicht ausreißt und solche Verordnung lächerlich macht. Wer Gutes stiften will, packe zur Heilung das Uebel bei der Wurzel an. Auch hier findet der Grundsatz unseres konstitutionellen Zustandes seine Anwendung: „Was hilft alles Flicken und Ausbessern von Außen, wenn der innere Kern nicht taugt! — so wird die äußere Freiheit zum Fluch, wenn dem Volke die innere, der konstitutionelle Sinn, die bürgerliche Tugend fehlt." — Wir sind aber eben so überzeugt, daß gerade in den Main- und Rheingegenden Widersacher genug sich finden, die von der Freiheit des Menschen so schlechte Begriffe haben, daß, wie es scheint, die Freiheit von ihnen gleich einer leichtsinnigen Dirne betrachtet wird, welche ein Jeder nach Belieben und zu seiner Lust zu gebrauchen und anzuwenden berechtigt sei. Diese Mißgriffe, Auslegung und Anwendung haben alle Uebel unserer Zeit nicht nur bei den weiblichen Dienstboten, sondern auch bei den Dienstherrschaften und Volksklassen ohne Unterschied, unsern großen Pauperismus, das Schuldenmachen und nicht bezahlen, die an der Tagesordnung erscheinende Betrügereien und Diebstähle, sowie die vielen und großen Fallimente bedeutender und unbedeutender Handelshäuser zur Folge gehabt, welche alle nicht entstanden sein würden, hätte man das Sprüchwort: „Schuster, bleibe bei'm Leisten" sich zum Wahlspruch genommen. Hoffen wir das Beste, wenigstens eine vollständige Dienstherrschafts- und Dienstbotenordnung; sie ist ein gewichtiger Hebel im bürgerlichen Leben. Dieses wünscht ein ebenalls die Freiheit liebender Deutscher. v. Th..b.

---

* Die Thierquälerei

ist unmoralisch, irreligiös und empörend für jede fühlende Brust. Das Thier muß den Schmerz dulden, den sein Herr, der Unmensch, ihm zufügt. Dieser hält es für erlaubt, über sein Eigenthum nach Belieben zu verfügen.

Moses, der weiseste Gesetzgeber des Alterthums, verpönte die Thierquälerei in seinem Kriminal- und Polizei-Kodex (den zehn Geboten) nicht, aber er ermahnte, dem dreschenden Ochsen nicht das Maul zu verbinden, d. h. das nützliche Hausthier nicht hungrig zu schwerer Arbeit anzuhalten. In einer andern Stelle der h. Schrift ist diese Ermahnung in den Worten: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes" noch allgemeiner und deutlicher ausgedrückt.

Man betrachtet das Hausthier als unbeschränktes Eigenthum des Besitzers. Es kann verkauft, vertauscht, zur Arbeit verwendet, getödtet und verzehrt werden. Damit stimmen unsere Gesetze und Gebräuche überein und daraus wird gefolgert, daß man über die Thiere, als willenlose Objekte des unbeschränktesten Eigenthums, verfügen könne, wie man nach Laune und Willkür nur Lust habe, ohne straffällig zu werden.

Vor einigen Jahren, auf einem Spaziergange, bemerkte ich, daß ein Pferd mit Anstrengung seiner letzten Kräfte einen mit Bruchsteinen schwer überladenen Karren nicht von der Stelle bewegen konnte. Der hierdurch in Wuth gerathene Eigenthümer schlug immer heftiger das Pferd, nicht nur auf den Rücken, sondern auch auf den Kopf, in die Augen, so daß das gepeitschte Thier durch Wendungen nach allen Seiten dieser Mißhandlung sich zu entziehen suchte. Entrüstet über diese empörende Handlung stellte ich dem Fuhrmann vor, das Thier könne diese übermäßige Last nicht fortziehen; er möge daher einen Theil der Ladung abwerfen und solche später abholen. „Was?" schrie erbost der Fuhrmann; „das Pferd ist mein, ich habe es bezahlt und ich kann damit machen, was ich will. Sie haben mir Nichts zu befehlen und mir Nichts vorzuschreiben; scheeren Sie sich des Weges, oder" — indem er seine Peitsche schwang — „sonst will ich Ihnen solchen zeigen." Das Argument war so deutlich, daß ich mit gedämpfter Maultrommel gleich den wohlgeordneten Rückzug antrat. Dergleichen Szenen fallen alle Tage vor; sie beweisen, wie das ungebildete und rohe Volk denkt, da die gemarterten Thiere wie Bileam's Esel in deutlicher Sprache ihren Treibern nicht ihre Qual und das Unnütze derselben schildern und sich nicht entschuldigen können, so schließen sie folgerecht: qui tacet, consentire videtur.

Wie ist aber dieser empörenden Mißhandlung der Thiere — im Widerspruch mit dem jetzigen Standpunkt der Zivilisation — ein fester Damm entgegenzusetzen? Durch Vereine gegen Thierquälerei oder durch den Unterricht der Jugend, durch populäre Kanzelvorträge und durch positive Strafgesetze?

Jedem nicht ganz entarteten Kinde ist es einleuchtend und kann durch Beispiele erläutert werden, daß die Hausthiere, gut genährt, human und freundlich behandelt, ihrem Herrn anhänglich, sie lieben, und bei eintretender Gefahr sogar mit größter Aufopferung vertheidigen; die Mißhandelten bösartig, störrig und rachsüchtig aber werden. An dem stolzen Pferde und dem servilen Hunde kann man dieses täglich bemerken. Einleuchtend wird es auch

dem Kinde sein, daß das Thier durch Mißhandlung eben so, wie der Mensch leide und erbittert werde, wenn es mit Anstrengung aller Kräfte das ihm Zugemuthete nicht leisten kann. Lehre man, daß jedenfalls es von Rohheit und Bosheit zeuge, ein wehrloses Geschöpf zu martern. Den Schriftgelehrten ist gut predigen, daher ist es nicht nöthig, diesen Winke zu geben. Unsere heilige Religion, deren Hauptlehre Humanität und Liebe ist, kann solche Ermahnungen aus den Tempeln des Herrn nicht verbannen.

Wird diesen Vorschlägen Gehör gegeben, so ist Vieles, aber doch nicht Alles geschehen. Es muß auch der Staat gesetzliche Bestimmungen erlassen und die Behörden instruiren, über deren Vollzug zu wachen und Uebertretungen zu bestrafen. Das Hetzen der Kälber wurde in vielen Ländern bei Strafe verboten. Ob das Knebeln derselben beim Transport auf Wagen nicht eben so martervoll und nicht zu vermeiden sei, ist wohl nicht zu bezweifeln. Rücksichtlich des Schlachtens der Thiere sind die aus der Mosaischen Gesetzgebung herrührenden Vorschriften zu empfehlen. Wird der Halswirbel der Thiere mit einem Genickmesser oder Genickfänger durchstochen und augenblicklich der Hals abgeschnitten, so ist die Tödtung schnell. Schauderhaft ist es, dem Schlachten der Thiere in den dazu bestimmten Gebäuden zuzusehen. Mehrere dem Tod bestimmten Thiere zittern bei dem Blutgeruch und noch mehr bei dem Schlagen auf die Hirnschale der Ochsen. Wird durch eine unmerkliche Bewegung des Kopfes die Hirnschale nicht zerschmettert, so sind die Beispiele nicht selten, daß das wüthend gewordene Thier mit Riesenkraft die Bande zersprengt und Alles niederstößt, was ihm in den Weg kommt. Diese Thierquälereien sind mit Androhung bestimmter Strafen zu verbieten. Es würde zu weit führen, alle täglich vorkommende Arten der Qual namhaft zu machen. Beispielweise erwähne ich die barbarische Dressur der Jagdhunde, die Doppeljoche der Ochsen und das anhaltende Karrierlaufen der Pferde gegen steile Anhöhen. Es genügt, solche bei namhafter Strafe zu verbieten.

Sind diese gesetzlichen Bestimmungen erlassen, wozu dann noch Privatvereine gegen Thierquälerei? Bei der Manie der jetzt herrschenden Assoziations- und Vereins-Stiftung wird Niemand gegen Vereine Etwas einwenden, welche Förderung wissenschaftlicher Forschungen oder Vervollkommnung der Gewerbe als Sonderinteresse bezwecken. Dagegen zeugt es immer von der Schwäche einer Regierung, Vereine zu dulden und in's Leben zu rufen, welche sie in Dem unterstützen sollen, wozu sie selbst verpflichtet und mit gesetzlicher Macht hinreichend ausgerüstet ist.

Wird einem solchen Privatverein die obrigkeitliche Sanktion ertheilt, ohne ein vorhergehendes Gesetz, welches jede Thierquälerei bei namhafter Strafe verbietet, so ist dies ein referens sine relato, und setzt die richterliche Behörden in die peinliche Alternative, angezeigte Thierquälerei gar nicht oder willkürlich zu strafen. Das erste wäre allein gerecht. Der Richter kann nur das Gesetz auf eine verpönte Handlung anwenden; eine nicht verpönte darf er nicht bestrafen. Das Quälen der Thiere ist eine grobe Verletzung des moralischen Gefühls, und oft nicht einmal so empörend, als die schwarze Undankbarkeit gegen Wohlthäter und Lebensretter, kann aber nicht bestraft werden. Will man die Antithierquälerei-Vereins-Sukkursal-Polizeidiener, welches die Mitglieder dieser Privat-Vereine wirklich sind, auffordern, jeden wahrgenommenen Uebertretungsfall anzuzeigen, so muß solcher straflos bleiben, wenn der Angeschuldigte leugnet und der Beweis durch Zeugen nicht erbracht werden kann. Mag nun der Quälgeist straflos oder in Strafe verfallen, so wird der Anzeiger sich den Haß jenes und seiner Wahlverwandten zuziehen, welche es ihm nie verzeihen, unberufen ihn angeklagt zu haben.

Will man den Mitgliedern des Vereins dieses nicht zur Pflicht auferlegen, so fällt der Zweck desselben größtentheils weg und die jährlichen Geldbeiträge werden für Abhandlungen, Korrespondenzführung und Schmausereien vergeudet. Unnütz geht Zeit verloren, welche den Berufsgeschäften besser hätte gewidmet werden müssen.

Dr. J. Müller.

Korrespondenz.

♁ Von der belgischen Grenze, 20. Dez. Wohin soll es mit Belgien gehen? fragt man sich in diesem Augenblicke und fragt man sich lebhafter, denn zuvor. Der Vertrag vom 1. September hat alle Parteien geweckt. Nach Frankreich, antworten auch wenige Abgeordneten der flämischen Landestheile, denn sie sehen ihre Leinwand bedroht. Nach Deutschland, rufen die Wallonen, deren Eisen hier schon in die Wagschale fällt; nach Deutschland, rufen die übrigen Fläminge, welche in inniger Verbindung mit uns den einzigen Weg sehen, ihre Nationalität, ihr Germanenthum zu retten; nach Deutschland, ruft die katholische Partei einstimmig, und Herr De Decker, der Jesuit im kurzen Rock, vertheidigt den Zollvertrag in der Kammer, und die nun jesuitischen Vlaemsche Belgen geben jeden Augenblick Artikel, worin Deutschlands auf die ehrenvollste Weise gedacht ist. Diese plötzliche deutsche Richtung der Ultramontanen darf nicht auffallen. Sie sehen, daß mit dem Lande, dessen König der allerkatholischeste heißt, Nichts zu machen ist, daß dessen Indifferentism auf das Schädlichste in Belgien für sie einwirkt, d'rum schlugen sie das Auge auf uns. Die Rheinlande sind katholisch; haben sie auch einen Protestanten zum Könige, das thut Nichts, der Protestantism scheint den Jesuiten nicht gefährlich. „Der da ist ein Ketzer," brauchen sie nur dem gemeinen Manne zuzurufen und der gemeine Mann verkriecht sich in eine Ecke oder geht laufen, um nicht dieselbe Luft mit dem Ketzer einzuathmen. Doch noch ein Anderes, Größeres treibt sie zu diesem Deutschsuchen und da mag Preußen

wohl auf der Hut sein. Die Rheinlande und Belgien zusammen, welch schöner katholischer Staat! Die Universität zu Münster soll ja eben ein Gegenstück zu der berüchtigten von Löwen werden. Traktätchen und Wunderzettel fliegen ja mit Hunderten über die Wirthshaustische und „Geißel könnte leicht eine Geißel werden", sagen die Geistlichen geradezu. Das Alles sind schlimme Zeichen, ferne Wölkchen, die auch dem ungeübteren Auge wohl einen nahen Sturm verkünden müssen.

Zur Literatur und Unterhaltung.

†Deutsche Dichter.

1) Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, von Friedrich Rückert. 3. Aufl. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die Makamen oder unterhaltenden Vorträge des arabischen Dichters Hariri, welche Silvestre de Sacy in Europa bekannt machte und Rückert in's Deutsche mit seiner unerreichten Sprach- und Versgewandtheit übertrug, sind längst in Deutschland so bekannt geworden und bei allen Freunden seinen Humors so beliebt, daß es genügt, auf die neue elegante Ausgabe aufmerksam gemacht zu haben.

2) Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedrich Rückert. 2 Bände. 1. Theil: Des Kaisers Krönung. 2. Theil: Des Kaisers Begräbniß. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1844. 228 und 269 Seiten. 2 Thlr.

Die Geschichte Heinrichs IV. ist neuerdings mehrfach Gegenstand dramatischer Bearbeitung geworden. Der Kampf, in dem sich der Kaiser bewegte, ist ja auch in unseren Tagen noch nicht beendet; wir können nur sagen, daß er ideell durchgekämpft sei, aber materiell macht der alte Erbfeind des deutschen Landes noch viel zu schaffen. Rückert, welcher sich nun auch dem Drama zugewendet hat, hat es erst mit einem biblischen, jetzt mit diesem vaterländischen versucht. Die Geschichte des Kampfes ist so dramatisch schon an sich, daß der Dichter nur in den Stoff hineinzugreifen braucht. Rückert läßt sich in dem Kampfe die Gegensätze entwickeln; sein Drama leidet nicht an den Fehlern der Raupach'schen Muse, welche ihre Helden die bewegenden Gedanken wie Redner erörtern und deklamiren läßt. Seine Personen sind die geschichtlichen Personen, so sein Kaiser Heinrich, Papst Gregor, Kaiserin Bertha, Markgräfin Mathilde und alle übrigen. Der Dichter ist nicht exklusiv kaiserlich, aber er ist Patriot.

Der erste Theil des Drama's beginnt mit der Ankunft Heinrichs IV. in Italien. Der Kaiser ist von seiner Gemahlin allein und vier treuen Dienern begleitet. Er ist reuig, er fühlt seine Schuld sowohl gegen sein Land als auch besonders gegen seine Gemahlin; er will ein Anderer werden, ein anderer Kaiser nach des Bannes Lösung, ein anderer Gatte. Die Lombarden können ihn nicht begreifen; sie meinen, er sei gekommen, um mit ihnen gegen Gregor, den gemeinschaftlichen Feind, zu ziehen, und nun, da sie hören, daß er sich vom Banne los machen will, spotten sie dieser deutschen Dummheit.

Das ist nur möglich jenseit unsrer Berge,
Wo mit dem Leben der Natur die Kraft
Des Geists erlischt und stockt in ew'gem Eise.
Ist nicht das Hirn erfroren diesen Tölpeln,
Die sich vor eines Pfaffen Banne fürchten,
Den wir verlachen?

Aber woher kommt diese Schwäche?

In der Fern' ist oft
Furchtbar, was in der Nähe lächerlich:
So diese Blitze von dem Vatikan:
Unschädlich ist uns ihr Phosphoresziren,
Wie eines Glühwurms Leuchten. Sie versengen
Die Menschenhand nicht, die nach ihrer Lust
Sie schleudert; so versengen sie auch nicht
Den Mannsarm, der sich wider sie erhebt.
Ihr Kolofonium-Donner aber schreckt
Die Blöden, die in solche Gaukelkünste
Nicht eingeweiht sind, hinter die Koulissen
Nicht sehen, wo diese Wetteranstalt ist.
Sie seh'n den breiten Nimbus, der sie blendet;
Wir seh'n ein Stümpfchen Licht und schmutz'gen Tag.

Und freilich, heißt es weiter:

Ein König ist ein schwaches Ding,
Wenn Volks- und Rechtseinheit nicht stark ihn machen,

Und diese Einheit fehlt den Deutschen jetzt.

Aber Heinrich benutzt die kriegerische Stimmung der Lombarden nicht; er entläßt sie, und jetzt, nachdem er auch seine Gemahlin zu seiner Mutter Agnes nach Piacenza gesendet, wallet er allein weiter nach Kanossa. Als er lange vergebens auf Einlaß harrt, will das Gefühl seiner angestammten Würde ihn wieder fortreißen, doch er bezähmt sich und tritt in den inneren Hof, sein Schicksal zu vernehmen. Indeß betete seine treue Gemahlin für ihn, auch im Unglück noch hochherziger, als ihr Gemahl, und wie fromm auch, dennoch von dem Gedanken tief bewegt, daß die kaiserliche Macht so hoch stehe, daß sie vor der päpstlichen nicht ungehört sich zu beugen habe, und darum betet sie:

Gott, wenn du nun der frommen Klosterfrau
Gebet erhörtest, hör', o Herr der Welt,
Das eines Weltkinds, deines Kindes, auch!
Du hast mit deines Mundes Wort und Segen
Die Welt so hell und freundlich nicht gemacht,
Damit ein Fluch aus deiner Priester Munde
Sie finster mache und schrecklich. Segen tönt
Von deinem Himmel mir im Herzen wieder,
Und überwältigt, übertönt den Fluch,
Der dumpf der Kirche Wölbungen durchhallt.
Wenn du das Recht gibst deinem Stellvertreter,
Zu fluchen meinem Gatten, gibst du auch
Mir das, den Fluch in Segen umzubeten,
Weil du mich ihm zum Weib gegeben hast.

Und ihr Gebet wird erhört, der Papst löst den Bann, und der Dichter führt die Geschichte in seinem Drama weiter fort, zu dessen Charakterisirung die mitgetheilten Proben genügen.

3) Kaiser Heinrich der Vierte. Erster Theil Heinrich und Gregor. Schauspiel in 4 Aufzügen. Stuttgart, Hallberger. 1844. 26¼ Sgr.

Der ungenannte Verfasser, welcher sein Drama Ludwig Tieck gewidmet hat, beginnt mit der Schlacht

an der Unstrut, in der der König die aufrührerischen Sachsen schlug. Wir werden auf das Schlachtfeld geführt, hören aus dem Munde der gefangenen Fürsten ihre Unterwerfung und aus des Königs Munde die Strafe, welche er über sie verhängt; die päpstlichen Legaten treten kühn auf und verkünden die Drohung, dann den Bann des Papstes, und zerstören schnell den Sieg des Königs. Der Dichter, indem er weiter ausholte, hat dadurch den Vortheil erlangt, den Zwiespalt, der sich unter den Bürgern zeigte, schildern zu können, und dadurch seinem Werke eine Lebendigkeit verliehen, welche vielfach an den Egmont erinnert.

4) Poetische Erzählungen von Kalisch. Siegen und Wiesbaden, Friedrich'sche Verlagsbuchhandl. 1845. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die poetische Erzählung unterscheidet sich von der gewöhnlichen zunächst durch die rhythmische Form. Es muß aber auch das zu Grunde liegende Ereigniß poetische Momente enthalten, wenn das Gedicht nicht Prosa in Versen sein soll; es muß durch Phantasie- und Gemüthsleben ein erhöhtes Interesse erwecken. Beschränkt sich der Stoff nicht auf einen einzelnen Fall, sondern hat er ein reiches Volksleben zu seinem Hintergrunde, so steigt der Werth der poetischen Erzählung; es wechseln Begebenheiten und Personen, und sie wird dramatisch. In dieser Weise stehen einige Gedichte von Byron als Muster da, und diesen besseren Gedichten reihen sich die poetischen Erzählungen von Kalisch würdig an. Der Dichter hat nur Stoffe gewählt, die schon für sich Interesse erwecken; er führt uns nur starke, kräftige Gestalten, meist aus Kreisen vor, in denen noch das reine Naturleben waltet; so wandern wir mit ihm in die Freiheitsschlachten der Polen, in die Gebirge Spaniens, zu den freien Söhnen des Kaukasus, in die Wüsten des Orients. Ueberall sind die Personen Repräsentanten ihres Stammes oder doch einer fest ausgeprägten Gesinnung. Die Sprache ist ungemein leicht und wohllautend; bald prachtvoll schildernd, wie die Verse Freiligrath's, bald die tiefsten Gefühle des Herzens zart malend, wie in den Gedichten Ernst Schulze's. Als Versmaß ist das jambische gewählt, bald vier-, bald fünf-, auch sechsfüßige Jamben. Betrachten wir die einzelnen Gedichte, um an ihnen die Beweise für unsere Behauptungen zu haben.

In dem ersten Gedicht: Die Schlacht bei Grochow, führt uns der Dichter in den Kampf der Polen für die Freiheit gegen die Russen; er schildert die Begeisterung der Polen, und wählt aus der hochherzigen Schaar einen alten Krieger, Casimir, der unter Kosziusko schon gefochten und den französischen Adlern überall gefolgt ist. Jetzt hat er noch einmal das Schwert ergriffen, um für sein Vaterland zu streiten; aber so kriegesmuthig er ist, ist dennoch sein Herz von gräßlichem Schmerze zerfleischt, weil sein einziger Sohn, das Vaterland verrathend, unter den Russen dient. Doch ein anderer Brutus, kennt Casimir jetzt nur die Pflicht des Vaterlandsfreundes, und wo er den gottvergessenen Sohn erblicken mag, ist er bereit, ihm die Brust entgegenzustellen. Ein anderer Trost ist ihm geblieben. Die Tochter, besser als der Sohn, hat auch den Panzer angeschnallt und begleitet den Vater in die Schlacht.

Die Schlacht ist geschlagen; Leichen bedecken das Feld; die heisern Dohlen umkreischen die Gefallenen, seien sie Russen oder Polen,

Denn diesen Fressern gilt es gleich,
Ob einst das Herz, das sie benagen,
Für Polen oder Kaiserreich,
Für Freiheit oder Czar geschlagen.

Die siegende Schaar ist heimgekehrt in die belebten Straßen von Warschau; Aller Augen richten sich auf den Helden Casimir, der schwer verwundet auf dem Wagen sitzend, neben seiner Tochter und der Leiche seines Sohnes, das Volk anredet. Er erinnert an die alte Heldenzeit, an Sobiecki;

— Doch er gab Deutschlands Kaiser Frieden,
Daß dessen Söhn' in kurzer Zeit
Für Polen's Söhne Ketten schmieden; —

an Kosziusko, an seine Kämpfe unter Napoleon; er ermahnt zur Ausdauer; er fordert aber zuletzt noch, seines Sohnes Leiche niemals in polnischer Erde zu bestatten, dagegen für seine heldenmüthige Tochter zu sorgen. Er stirbt, Siegesfahnen bedecken seinen Leib. Doch, was er gewünscht, das kann die Tochter nicht erfüllen, sie ist Weib, auch in dem Vaterlandsverräther erkennt sie noch ihren Bruder.

So sinnt in bitterm, bitterm Weh
Die polnische Antigone,
Und sinket auf die Bruderleiche.

Und in der Nacht bestattet sie den Bruder neben dem Vater.

Der Sieg von Grochow hatte Polen nicht frei gemacht. Die Uebermacht drängt die Vorkämpfer der Freiheit immer weiter zurück,

Europa sieht's und — zupft Charpie —

und Warschau fällt und die Söhne des Vaterlandes müssen den heimischen Heerd wie Verbrecher fliehen.

Doch wo die Jungfrau hingekommen,
Das hat kein menschlich Ohr vernommen,
Das hat kein sterblich Aug' geseh'n.

Gomez, dies ist der Inhalt der zweiten Erzählung, ein edler Spanier, fand sein höchstes Glück in der Liebe Elvira's. Aber ihr stolzer Vater verweigerte ihm ihre Hand. Leidenschaftlich stößt er nun die Welt von sich, er stellt sich an die Spitze einer Räuberschaar und wird der Fluch des Adels und der Reichen;

Den Adel nur zermalmen seine Hände;
Dem Vorurtheil, dem Nebel alles Lichtes,
Ist er die Ruthe schrecklichen Gerichtes.

Elvira ist von ihrem Vater einem vornehmen Spanier verlobt, doch kann sie nicht lassen von ihrer Liebe zu Gomez; nochmals muß sie ihn sehen, obgleich die Feier der Vermählung nahe ist;

Sie wandelt hin auf wohlbekannter Stätte,
Wo sich der Tajo wälzt auf stein'gem Bette,
Sein blumig Ufer küsset mit Gebrause,
Wie Orgelton aus fernem Gotteshause.

Er kommt, aber leidenschaftlich wie immer, und wie sie ihn auch beschwört, er flucht Rache nehmen zu wollen an ihrem Vater. Und als in Don Rio's glänzendem Pallaste alle Gäste zur Hochzeit versammelt sind, da stürzt er herein mit seinen Gesellen; das Fest wird zum blutigen Morde; Gomez stürzt sich auf Rio, Elvira wirft sich ihm flehend entgegen, er durchbohrt sie, er durchbohrt ihren Vater; dann wahnsinnig, ergreift er die Fackel, zündet das Haus und begräbt sich unter seinen Trümmern. „Was ist," so ruft er bitter höhnend,

Was ist das Ende unsrer Herrlichkeit?
Ein Spott des Zufalls und ein Raub der Zeit!
Im Leben hier sind wir ein Preis der Stürme.
Und jenseits? — Kost für kriechendes Gewürme!
Ein Thor nur mag sich freuen oder zittern,
Wir müssen Alle doch dereinst verwittern!

Aus Spanien führt uns der Dichter in dem Gedichte **Ehrenfels** zu den Fluthen des Rheines; er tritt hier selbst als sprechende Person ein, wie er eine kräftige Gestalt betrachtet, den Ehrenfels, der an einen Säulenstumpf gelehnt stand. Es zieht ihn die markige Gestalt, das durchfurchte Antlitz an; ihm ist, als spräche aus diesen Zügen die Geschichte:

Aus seiner Züge inhaltsvollen Lettern
Lernst du viel mehr, als aus so manchen Blättern,
Die viel von Gott und menschlichen Gebrechen,
Vom Teufel und von Weibertugend sprechen. —
Ich liebt ihn nicht und konnt ihn doch nicht hassen;
Ich wollt' ihn flieh'n und konnt' nicht von ihm lassen.

Der räthselhafte Mann erzählt ihm seine Geschichte. Viele Länder und Menschen hat er gesehen, aber nur Eines ist ihm klar geworden, daß alles edle Streben kein Glück auf Erden schafft. Sein Vater war ein Freund des Volkes. Er konnte nicht ertragen, daß des Landes Fürst den sauern Schweiß des Armen in üppigem Sinnesrausche vergeudete, und rief das Volk auf, die Fesseln zu sprengen:

So lebet ihr auf dieser Welt,
Ein Spiel für Uebermuth und Hohn,
Fußschemel für Despotenthron,
Von Kerkermauern rings umnachtet,
Von Gott und Menschen gleich verachtet.

Das Volk folgte ihm, es zog den Söldnern des Fürsten entgegen; Beide harrten der Gefechte,

Die Einen für ein Königreich,
Die Andern für die Menschenrechte.

Aber das Volk flieht feige, es flieht in die alten Ketten zurück; nur er, der Führer, streitet allein noch, bis er gefangen und gefesselt wird. So nun sitzt er lange, lange Jahre im Gefängniß,

Und Tage schwanden, Jahre flob'n,
Ein andrer Fürst bestieg den Thron,
Der ließ in seiner Huld und Gnaden
Die ältesten Gefang'nen los.

Und als er nun wieder die freie Luft zu athmen beginnt, regt sich auf's Neue das frische Leben;

Die buntgeschmückte, blum'ge Trift;
Die Lerche, die den Tag begrüßt;
Die Wolke, die die Luft durchschifft;
Der Hügel, der die Wolke küßt;
Das Bächlein, das vom Hügel stürzt;
Die Schwalbe, die das Bächlein leckt;
Die Rose, die der Zephyr würzt;
Der Zephyr, der die Rose neckt;
Sie alle künden's ihm jetzt an:
„Du bist ein freier, freier Mann!"

Und er preiset mit lauten Worten die Freiheit. Da erschrickt wieder die Höflingsschaar, sie glaubt,

Es möcht der freigelass'ne Aar
Des Volkes hartgedrückte Schaar
Zum Freiheitskampfe neu erwecken, —

sie machen das thörichte Volk glauben, er sei geisteskrank, und stoßen ihn in's Irrenhaus. Da sitzt er nun lange Jahre unter vernunftlosen Wesen, bis die unendliche Qual seinen Verstand umfinstert, bis er wirklich geisteskrank wird. Nun schadet er nicht mehr, nun wird er losgelassen und der Hut seines Sohnes übergeben.

Mirza ist der Namen der vierten Erzählung, in der der Dichter wie in einer allen Zauber der schildernden Poesie entfaltet hat. Wir haben hier einen Cyklus von Romanzen, die ihren Mittelpunkt in der Liebe Mirza's, der Jüdin von Jerusalem, und Hussein's, des Sohnes des stolzen Moslemfürsten, haben. Der Dichter nennt und schildert die Personen nicht, wie sie da sind, sondern er läßt sie in echtpoetischer Weise uns allmälig näher treten. Wir treten ein in die Ruinen der heiligen Stadt, dann kommt Hussein heran.

Kannst du mir sagen, wer da naht,
Auf weißem Roß, auf dunklem Pfad,
So stolz wie eines Königs Sohn,
Wie Zederpracht auf Libanon? —

Wie lieblich schildert er die Blüthenpracht, unter der Mirza auf den Geliebten wartet:

Der Westwind weht durch Zweig und Laub
Und säuselt fort den Würzestaub.
Und Myrthenduft und Nardenduft
Ergießt er durch die milde Luft;
Und neckt verstohlen, leis' und lose
Die schlafumflorte Purpurrose.

In ähnlicher Weise ruft er in dem Gedichte „**Der Bimbascha**," welches den versuchten Raub einer Schönheit aus den Sklavinnen eines Bimbascha's beschreibt, die Farbenpracht und den Farbenschmelz des Orients herbei. So schildert er die Ruhe der Nacht, welche auf den Gewässern des Marmarameeres ruht, in den bezeichnenden Versen:

Matt hangt das Segel von der Raa,
Und schlaff, wie Perlenschnüre, hangen
Die Tau' am Mars, an Steeg und Stangen,
An Top und Fock nur flaggen sacht
Die bunten Wimpel in der Nacht.

Und an einer andern Stelle:

Es starb der Tag, und kühler weh'n
Die Lüfte. Und die Rose schließt
Schlaftrunken ihre Wimper schon;
Es senkt sein Haupt der schlanke Mohn
Und honigsüßen Schlummer gießt
Auf jede Blüthe die Natur.

(Siehe den Verfolg in der Beilage.)

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.
Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Da jedoch, wo die Leidenschaft an die Stelle dieser heitern Ruhe tritt, wird der Wechsel auch durch das Versmaß bezeichnet, wie in diesem selben Gedichte die Anapisten die Jamben verdrängen:

— Er bricht
Mit wetterleuchtendem Gesicht
Hervor aus dunkelm Hinterhalt;
Die braune Faust um's Schwert geballt.
Wild stürzt er hervor zum blutigen Streite.
Wild klappert sein Degengehenk an der Seite.

In dem Gedichte: Achmed und Leila finden wir eine Malerei der Wüste, wie wir sie nur bei Freiligrath zu finden gewohnt sind.

Siehst du die Serra durch die Wüste flattern,
Sandsäulen mit den zarten Hufen thürmend?
Der Mähne Locken wie gereizte Nattern!
Der Schweif wie Wolken durch die Lüfte stürmend!

Der Löwe von Navarra führt nach Spanien hinüber, in die Schrecken des Bürgerkrieges. Der Löwe von Navarra ist einer der Christinischen Soldaten, welcher durch seine Wildheit in der Schlacht sich bemerklich gemacht hat. Er erzählt, wie er so geworden. Von ungekannten Eltern stammend, lebte er als Mönch in einem Kloster. Der Andern zügelloses Leben widerte ihn an,

— Ihnen schien, dem Heil'gen sich zu weih'n
Viel besser, als ein Heil'ger selbst zu sein. —
— So lebten sie in Dummheit und Behagen,
Stets Gott im Herzen, ihren Gott im Magen. —

Er schloß sich an die Wissenschaft; doch

Statt zu geben, nahm sie mir die Kraft.
Ich fand in Allem, was ich ernst durchlesen,
Daß selbst der Weiseste nur Mensch gewesen —
Nicht Hoffnung fand ich in den todten Lettern,
Kein frisches Leben in vergilbten Blättern.

Ein anderer Faust, wendet er sich ab von dem unlebendigen Wissen; schon will er in Verzweiflung sein Leben enden,

Und schon berührt mein Herz der kalte Stahl:
Da plötzlich dringt aus liederreicher Kehle
Ein süßes Lied in meine düstre Seele.

Das Lied gewinnt ihn dem Leben wieder; er wirft sich an den Busen der Natur und lernt ihr ihre heilenden Kräfte ab. Er wird gern gesehen bei den Kranken und sein ganzes Tagewerk besteht nur darin, von Hütte zu Hütte, von Thal zu Thal zu wandern und mit seinen Kenntnissen den Leidenden zu dienen. Da ruft ihn ein Landmann zu sich an das Bett eines Verwundeten, den er im Gehölze gefunden; der Landmann theilt ihm den Charakter des Kranken mit, der Mönch pflegt dennoch seiner. Der Verwundete genes't. Es war ein stolzer Graf, hochfahrenden Sinnes, an dem nichts Gutes war. Der Arzt geleitet ihn nach seinem Schlosse. Ihnen kommt die Schwester des Grafen entgegen, eine Jungfrau von so unbeschreiblicher Schönheit, daß der Priester gern einwilligt, oft wiederzukommen. Seinen freundlichen Sinn ändert der Graf desto mehr, je wohler er sich zu fühlen anfängt. Dennoch unterläßt der Mönch seine Besuche nicht. Seine Liebe wächst. Seine Wünsche zu krönen, bleibt ihm nur ein Mittel übrig, die Flucht mit der Geliebten. Aber das Wagniß mißlingt. Es ist dem Grafen verrathen; er lauert den Fliehenden im Kirchgange auf mit seinen Leuten. Er dringt auf den Retter seines Lebens ein; da trifft ihn dieser mit tödtlicher Wunde. Noch steht er starr über das Verbrechen, da nahet der Prior; und hier, in der grauenvollen Umgebung, theilt er ihm seine Geburt mit. Er ist der Bruder der Geliebten, der Mörder seines Bruders. Er läßt sich fesseln. Aber in der Stille des Gefängnisses ergreift ihn die Verzweiflung, er entzieht sich den Wächtern und wirft sich in das Getümmel des Krieges, um unter dem Namen des Löwen von Navarra den Feinden furchtbar zu werden.

Mit dem Tscherkessenfürsten schließt der Dichter den Cyklus seiner poetischen Erzählungen. Es übertrifft an Ausführlichkeit dies Gedicht die übrigen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß schon wegen des Stoffes es das meiste Interesse erregen wird. Seid ist ein alter Tscherkessenfürst, in dessen Hause Jubel ist, weil seine einzige Tochter dem edelsten Polen, der mit dem Tscherkessenvolke gegen die Russen gestritten, gefreit wird. Der hatte früher für sein eigenes Land gekämpft, bis man ihn fortgeführt hatte in den Ural, aber wo er Mittel fand, nach dem Kaukasus zu fliehen. Für die Freundschaft, die er gefunden, hatte er durch Tapferkeit in dem Kriege auf Leben und Tod gelohnt;

„Und konnte er, ein Pole, schwanken,
Für solche Freundschaft so zu danken?"

Aber das Fest wird unterbrochen durch die Schreckenskunde, daß die zwei letzten der Söhne Seid's gefallen seien, zu weit von ihrem Muthe geleitet; ihre Häupter bringt der Bote dem Vater. Der aber, der alte Seid, schwört, nicht eher seinen Leib auf dem Pfühle ruhen zu lassen, als bis er so viele Russenleichen darniedergestreckt, als blutige Haare die fahlen Häupter bedecken. Und nicht eher verstattet er dem Bräutigam, der Jungfrau Gürtel zu lösen, als bis ihm zwanzig Russen gefallen seien. Alle schwören Rache, und waffenklirrend sammeln sich Schaaren,

Von Abesechen und Adechen,
Am Sklavenheer des weißen Czaren
Den Gram des alten Seid zu rächen.

In der Nacht rückt das Heer aus, Alle düster gestimmt, am düstersten der Pole, der wieder des herben Geschickes seines Volkes gedenkt:

Wir geh'n mit finsterem Gesicht,
Verzehrt von nie geheiltem Brand,
An fremder Küste, fremdem Strand,
Und schleppen hin ein Jammerleben —
O armes, armes Vaterland!

Der Kampf ist schrecklich, endlich wird das Russendorf in Brand gesteckt, der Feind ist völlig geschlagen. Ein Bote hat die Kunde in's Gebirge überbracht. Dort eilt Alles den Siegern frohlockend entgegen; nur Fatme, die Braut, harrt banger Ahnungen voll. Da kommt der Vater. Sie fragt ihn mit den Augen. Er weiset hin auf eine nahende Bahre. Es ist der todte Stephan, den sie

bringen. Da erstarrt ihr Auge, es erbleicht ihr Mund, sie umarmt die Leiche, sie flüstert ihm sachte in's Ohr, dann blickt sie scheu im Kreise umher; des Wahnsinns Flor hat ihren Geist umdüstert. Dann wird von zwei Tscherkessen ein tödtlich verwundeter Russenoffizier herbeigeführt, der in der Schlacht zu ihnen übergangen, aber von einer Tartarenklinge getroffen war; er schwankt jetzt hin zu Stephans Leiche, ruft ihm ein ungekanntes Wort zu, dann reißt er den Verband sich los und läßt das Blut hinströmen, bis auch er entseelt daliegt. Noch fünf Jahre darnach lebte Fatme in ihrem traurigen Leid; da führte sie der sanfte Tod hinweg. Seid aber ist noch immer der grimme Russenfeind.

Noch fliegt er in des Kampfes Hitze
Todwetternd an des Heeres Spitze;
Noch flieht gerupft vor seiner Schaar
Der völkergiere Doppelaar.
Und nicht soll er zum Siege schweben,
So lang der letzte Seid am Leben.

Hiermit schließen wir die Anzeige der poetischen Erzählungen von Kalisch. Ihr hoher poetischer Werth wird daraus, so hoffen wir, genug hervorleuchten und unsern Wunsch rechtfertigen, dem Dichter bald wieder zu begegnen; wir müssen neben dem Talente auch noch die Gesinnung des Dichters lobend hervorheben; denn obgleich die talentlose Gesinnung der Literatur noch keinen Anspruch auf Lob begründet, so darf man doch wohl da, wo sich neben Talent Gesinnung findet, auf sie aufmerksam machen.

(Forts. folgt.)

Deutsche Literatur.

Der Obrist von Carpezan. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege. Von Ernst von Brunnow. Leipzig, Teubner, 1844. 22½ Sgr.

Die Novelle, welche wir hier anzeigen, bewegt sich in den Wirren des dreißigjährigen Krieges und gibt eine lebendige, anschauliche Uebersicht des Ursprungs desselben, aus der gründliche geschichtliche Kenntnisse des bekannten Autors hervorleuchten. Eben darum, weil man in jesuitischer Weise auch die Geschichte jener Zeit in unseren Tagen zu verdrehen bemüht gewesen ist, machen wir auf das Buch aufmerksam, eine Beurtheilung anderer Seiten desselben anderen Blättern überlassend.

Geschichte.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von der Entdeckung des amerikanischen Kontinents an bis auf die neueste Zeit. Von Georg Bancroft. Nach der 9. Aufl. des Originals deutsch von J. Kretzschmar. 1. Bd. 1. Lief. Leipzig, O. Wigand. 1845. (Erscheint in 9 Lieferungen à 15 Sgr.)

Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Bancroft ist den Freunden englischer Literatur längst als eines der besseren geschichtlichen Werke bekannt. Ohne mit Gelehrsamkeit zu prunken, ist es dennoch auf sorgfältiges Studium der Quellen und der neuesten historischen Bearbeitungen gegründet und in einer würdevollen, anziehenden Sprache geschrieben. Der Uebersetzer hat wohl daran gethan, dies Werk in die deutsche Literatur einzuführen und bei der immer größeren Wichtigkeit der Unionsverhältnisse für die europäischen Staaten vielen seiner Landsleute ein treffliches Mittel damit zu bieten, sich mit denselben vertraut zu machen. Die Ausstattung ist der Verlagshandlung würdig, und der Preis im Vergleich zu dem Original sehr niedrig.

* Das griechische Mädchen. *)

Von Sloet van Oldhuis.

Im fernen Osten glühet
Die Morgendämmerung schon,
Und goldne Purpurwolken
Umzieh'n den Helikon.
Wo weilest du, Alexis?
Verlassen sitz' ich hier,
Und meine trüben Blicke
Späh'n, ach umsonst! nach dir.
O, komm in meine Arme,
Komm wieder an mein Herz?
Bist du denn jetzt gefühllos
Für Lida's Leid und Schmerz?
Komm, sing von Troja's Leiden,
Stimm' Sappho's Lieder an,
Wie sonst am frühen Morgen
So manchmal du gethan. —

Alexis lebet in Elisium!
Wie Hektor kämpfend fiel für Ilium,
So hat mein Jüngling auch, bedeckt mit Wunden,
Auf Missolunghi's Wall den Tod gefunden.
Sanft sei die Ruh', die früh das Grab dir bot!
Nicht wein' ich, nein, du starbst den Heldentod!

Schon dringt durch grüne Wipfel
Die Morgensonne hell,
Und wieder harr' ich deiner
Am frischen Lieblingsquell.
O, komm, sprich mir von Thaten
Der alten Heldenzeit,
Von Sparta's edlem König,
Vom Thermopylenstreit!
Ich bin ein schwaches Mädchen,
Doch für das Vaterland
Erglüh' auch ich, umschlungen
Vom selben Liebesband.
Oft sahst du mir in's Auge,
Das Thränen mir geschwellt,
Und sprachst: „Du mußt nicht weinen,
Wenn dein Getreuer fällt!"

Gleich einem Helden altergrauer Zeit,
So fiel auch er im ruhmbekrönten Streit.
Das Todtenlied erschallt mit trübem Sange,
Heiß braust mein Blut herauf zur bleichen Wange,
Bei seinem hehren Ruhme schwillt mein Herz
Und Lida weint nicht, fühlet keinen Schmerz!

Ich harre deiner Lieder
Im Morgensonnenschein;
Dein Sang ergreift die Seele
Und tönt so süß, so rein.
O, säume nun nicht länger,
Komm an mein glühend Herz!
Doch — fühlst für eine Andre
Du heißen Liebesschmerz?

*) Aus der binnen Kurzem in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung erscheinenden „Blumenlese holländischer Gedichte", woraus wir schon früher eine Probe mittheilten. D. H.

Ruhst einem andern Mädchen
Du schlummernd an der Brust?
O, schlummre sanft und träume
Von sel'ger Liebe Lust! —
Doch nein! Er, der mir seine Liebe bot,
Hat mich geliebt, geliebt bis in den Tod,
Zum Brautbett sich das Ehrenfeld erworben,
Und Lida jauchzt: Mit Ruhm bist du gestorben!
Bald ruhet neben dir mein Haupt, so schwer,
Dich liebt' ich nur, und nimmer lieb' ich mehr!

Der Kunstteufel. *)

Modernes Märchen.

(Von der Verfasserin der „Clementine", „Jenny" u. s. w.)

Erste Abtheilung.

Unser Jahrhundert ist, Dank der allgemeinen Aufklärung, so klug geworden, daß selbst der Leichtgläubigste nicht mehr erbebt, wenn man ihm von den Dingen erzählt, bei deren bloßer Nennung unsere Altvordern sich fromm bekreuzten. Mit den Gewölben der alten Kirchen, in denen die Leichen bewahrt wurden, ist der Gespensterglaube zerstört; und mit Moser's Entdeckung, daß auch die tiefste Finsterniß Licht enthalte, haben die alten Schrecken der Nacht für den Gebildeten aufgehört. Es ist ja eigentlich nicht finster um ihn her, er kann nur nicht sehen, daß es hell ist; und der Glaube an den unsichtbaren Tag, der ihn umgibt, muß ihn beruhigen, wenn er nicht zugestehen will, daß er des neunzehnten Jahrhunderts ganz unwürdig sei. — An den Teufel, der wie ein brüllender Löwe herumgeht und suchet, wen er verschlinge, an den Teufel denkt man nur selten; und fast würde die sündige Menschheit ihn vergessen, wenn nicht fromme Kanzelredner ihn, als ihren stärksten Bundesgenossen, zuweilen aus der Unterwelt heraufzitirten. Daß dies aber geschieht, ist weise und nöthig; denn der Teufel wandelt wirklich noch auf Erden und streckt nach manchem armen Menschenkinde seine gierigen Krallen aus, die er jetzt pfiffig hinter wohlglacirten Handschuhen verbirgt.

Schon Heinrich Heine, der doch gewiß Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, versichert uns, daß er ihm „beim spanischen Gesandten" begegnet sei, und daß er „weder häßlich, noch lahm", sondern ein „ganz charmanter Mann in seinen besten Jahren" wäre. Natürlich! Der Teufel ist klug, wie die Schlangen, und er wäre ja ein dummer Teufel, wenn er nicht mit der Zeit fortschreiten verstände. Den Pferdefuß, Hörner und [illegible] Zierrathen hatte er schon zu Faust's Zeiten abgelegt. Damals erschien er im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut; seitdem aber ist er noch moderner geworden und wandelt in mancherlei Gestalt umher, seelenraubend, ohne daß die Meisten es merken. Sie sehen einen Menschen zu Grunde gehen und denken, er ist eben durch seine Schuld zu Grunde gegangen. Der Teufel hat ihn geholt! das sagt man nicht mehr, das findet man unschicklich und lächerlich; und dennoch werde ich Euch eine Geschichte erzählen, die Euch beweisen soll, daß noch jetzt, im Jahre 184., trotz Strauß und Feuerbach, der Teufel umhergeht und die Menschen holt. Hört nur zu! —

Es war ein nordischer Oktober-Abend, der Sturm heulte, helle Blitze fuhren durch die tiefe Dunkelheit und prasselnd schlugen Hagel und Regen gegen die kleinen Fenster einer verfallenen Schifferhütte am Gestade der Nordsee. Drinnen saß der Schiffer, ein Mann mit wildverworrenem Haare, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte düster vor sich hin. Das Zimmer war kalt und wüst, wie nur gänzliche Armuth es kennt. Kein Feuer brannte auf dem Heerde, und eine Kienfackel, die zwischen die Spalten der Bretterwand gesteckt war, verbreitete ein flackerndes, ungleiches Licht über den Raum, auf dem Margarethe, die junge Frau des Schiffers, mit ihren Kindern saß.

Damals, als der Schiffer Klaus sein junges Weib heimgeholt, war es anders gewesen. Aus der Fremde in das Dorf gekommen, in dem Margarethe mit ihrer Mutter wohnte, hatte er viel Geld mitgebracht, daß er als Bootsmann in fremden Diensten erworben hatte, Haus und Hof gekauft und — obgleich er alt war und rauh von Sitten — war Margarethe von vielen Dirnen beneidet worden um den reichen Freier. Gefallen hatte ihr der Bräutigam wohl eben nicht, doch da ihr Herz noch keine andere Wahl getroffen, war sie mit ihm zum Altar gegangen. Sie wollte ihn pflegen und ihm zu Diensten sein nach bestem Wissen; sie hoffte ihrer alten kranken Mutter einen Beistand zu schaffen durch den reichen Schwiegersohn und Schutz zu finden an ihrem Manne, wenn ihre Mutter einst sterben sollte.

Aber nur zu bald bereute Margarethe den Schritt, den sie gethan. Das Wohlgefallen an seiner jungen hübschen Frau ging bei dem alternden Mann schnell in Gleichgültigkeit über. Der wüste Mensch konnte das ruhige Einerlei des häuslichen Lebens nicht ertragen, er wollte Abwechselung haben und griff im Wirthshause, in dem er die ganzen Tage verlebte, zum Spiel, das er immer geliebt. An ordentlichen Erwerb war bei solchem Leben nicht zu denken. Das mitgebrachte Geld wurde verspielt, Schulden zu Schulden gehäuft, und nach ein paar Jahren sah sich Margarethe mit den beiden Kindern, die sie geboren hatte, aus dem Häuschen vertrieben, das den Gläubigern ihres Mannes zufiel. Still fügte sich die arme Frau in das Unabänderliche. Sie hatte Niemand, dem sie ihre Leiden klagen konnte; die Mutter hatte der Gram über Margarethens Elend getödtet, und ihr Mann war ihr ein Fremder, dem sie nur mit Furcht sich nahte. Nur zu oft hatte sie es erfahren, daß jede Vorstellung, jede Bitte an dem harten Sinne ihres Mannes scheiterte, der weder ihrer, noch der Kinder gedachte und durch Genuß geistiger Getränke

*) Nr. 23 der „Grenzboten" entlehnt.

sich zu betäuben suchte, wenn ihm doch bisweilen das Gefühl des Unrechtes kam, das er beging.

Natürlich versank seitdem die kleine Wirthschaft, trotz Margarethens Fleiß und Sorgfalt, immer tiefer in Armuth. Was sie mühsam erwarb, vergeudete ihr Mann schnell, und drückende Noth wohnte in ihrer Hütte, drückende Noth sprach aus den bleichen Zügen der einst so blühenden Margarethe, die sorgenvoll auf ihre Kinder blickte, wenn sie des langen, nahen Winters gedachte. Doch diese hatten keine Ahnung des Elends, das sie umgab. Der fünfjährige Hans blies lustige Weisen auf einer Pfeife aus Weidenrinde, während die kleine Marie fröhlich in der dunkeln Ecke umhersprang.

— Still da! rief plötzlich der Alte dazwischen und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Kinder ängstlich zur Mutter flüchteten. Nimm dem Jungen die Pfeife fort und laß die Rangen das Maul halten.

Margarethe that, wie ihr geheißen wurde, aber nur zu bald hatte der kindliche Frohsinn den Befehl vergessen, und das Scherzen und Springen begann auf's Neue, trotz der Winke der Mutter. Da fuhr der Vater mit erhobener Hand von der Bank empor, und Margarethe zog angstvoll die Kinder an sich, weil sie die rohe Wuth des trunkenen Mannes kannte und fürchtete.

— Nur nicht die Kinder! rief sie flehend und schob den Mann auf seinen Sitz zurück.

— Ich wollte, der Teufel holte sie und Dich! brummte Klaus. Aber die Welt ist so lumpig geworden, daß der Teufel selbst Nichts mit ihr zu thun haben mag. Sonst, wenn man nur den Augenblick recht abzupassen wußte, hatte man ein sorgenfreies Leben, Geld und Gut vollauf, und der alte Satan war ein geduldiger Gläubiger. Das ist nun auch vorbei! —

— Um Jesu willen, Mann, sprich nicht so gottlos und noch dazu in solchem Wetter! bat Margarethe. Es ist eine gräßliche Nacht, und jeder Mensch weiß es, daß der Böse umgeht, wenn es im Herbst und Winter donnert und blitzt, wie heute. Wenn er erschiene! —

— Laß ihn kommen! hohnlachte Klaus und schauerte doch zusammen, als wieder ein heller Blitz durch das Fenster leuchtete und in demselben Augenblick ein großer Mann in der Thüre stand. Entsetzt starrten Alle ihn an. Er war mager, aber wohlgewachsen, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und kleine rabenschwarze Augen; sein schwarzes Haar und der starke Bart machten ihn noch dunkler aussehen. Auch seine Kleidung war ganz schwarz, als ob er Trauer trüge; nur mitten auf seiner Brust funkelte ein blutrother Stein so hell und blendend, daß man unwillkürlich den Blick abwendete und Margarethe nicht wußte, was ihr schreckhafter an dem Eintretenden erscheine: der Stein auf der Brust des Fremden, oder dessen eben so unheimlich leuchtende Augen.

— Habt Ihr Obdach für einen Reisenden? fragte der Fremde mit freundlicher, aber heiserer Stimme.

— Ja! antwortete Klaus, Obdach ist da, aber weiter Nichts, die Stube ist leer, wie Sie sehen.

— Thut Nichts! ich führe mit mir, was ich bedarf. Geht hinaus und laßt von meinen Dienern das Nöthige herbeischaffen. Mein Wagen steht vor der Thüre, und ich wundere mich, daß Ihr weder die Ankunft desselben, noch das Klopfen meiner Leute gehört habt.

— Bei diesem Wetter, bei dem Brausen des Meeres — — wendete Margarethe ein.

— O! das Wetter ist schön. Ich liebe solche Nächte zum Reisen, und ich kehrte eigentlich nur aus Laune in Euerer Hütte ein, weil es mir vorkam, als ob mich eine Stimme rief. Indeß bin ich auch wohl müde! — Mit diesen Worten ließ sich der Fremde auf die Bank nieder und befahl dem Schiffer nochmals, die Diener zu rufen.

Klaus ging hinaus und trat gleich darauf mit zwei Mohren in feuerrother Livree in die Stube, welche allerlei seltsames Geräth und Gepäck trugen. Scheu zog sich Margarethe vor ihnen zurück, denn sie hatte niemals solche schwarze Menschen gesehen, und die Kinder verbargen sich weinend hinter der Mutter; nur Klaus blieb ruhig, er war von seinen früheren Reisen an den Anblick gewohnt.

Geschäftig gingen die schwarzen Diener hin und her, stellten Feldstühle auf, deckten ein schönes Tuch über den alten wurmstichigen Tisch, der in der Stube stand, setzten silberne Leuchter mit leuchtenden Kerzen darauf und schickten sich auf einen Wink ihres Herrn an, ein Abendbrod zuzurichten, als sie bemerkten, daß kein Holz auf dem Heerde sei, um ein Feuer anzuzünden, und dies dem Herrn meldeten.

Da stand der Herr selbst auf, ging zu dem Heerde, fuhr mit der flachen Hand darüber hin und plötzlich schlug knisternd eine helle Flamme empor, ohne daß Holz oder sonst etwas Brennbares dort vorhanden gewesen wäre. Es dauerte auch nicht lange, da stand der Tisch für fünf Personen gedeckt, mit köstlichen Speisen besetzt, und der Fremde forderte Klaus auf, mit Frau und Kindern an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen.

Klaus ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und auch die Kinder kamen herbei, gelockt von dem Geruch der ungekannten Leckerbissen.

— Kommt, meine Püppchen! sagte der Fremde und setzte sie neben sich. Kommt, nehmt, was Euch gelüstet und laßt es Euch schmecken.

Margarethe stand noch von fern. Ihr war die Verwandlung unheimlich, die plötzlich in ihrer Hütte vorgegangen war. Sie konnte kein Zutrauen zu dem Fremden fassen, sie fürchtete sich vor den Schwarzen und hätte es lieber gehabt, daß die Kinder auf ihrem Schooß an der trockenen Brodrinde genagt hätten, statt von dem vornehmen Manne mit Kuchen und Wein gespeist zu werden.

Aber Klaus und die Kinder wurden fröhlich und guter Dinge und ließen sich's wohl sein, während

der Fremde gar nicht aß, sondern nur rothen Wein aus einer besonderen Flasche trank und Klaus um sein früheres Leben befragte.

Der erzählte und sprach von dem lustigen Bootsmannsleben, von der jetzigen Noth, und wie schwer es ihm falle, Weib und Kind zu ernähren. Er klagte, daß die Kinder eine wahre Plage für den Armen wären und daß er es gar oft bereut habe, nicht ledig geblieben zu sein. Als Margarethe diese Worte hörte, seufzte sie tief auf. Da wandte sich der Fremde, der ihrer vergessen haben mochte über des Alten Erzählung, zu ihr, als er den Seufzer vernahm, und fragte: Und machen Euch die Kinder wirklich solche Plage? —

— Plage? mir? — antwortete die junge Frau und trat näher; sie sind mein einziges Glück und ich gräme mich nur, daß der Klaus sie nicht leiden kann. Mein Gott! die Kinder sind so hübsch, so gut und so klug! Alle Welt freut sich an ihnen, nur der eigene Vater nicht. Sie sollten nur hören, wie geschickt der Hans ist. Er bläst Alles nach, was der Leiermann spielt, und ist doch erst fünf Jahre alt, und die kleine Marie, die gar erst drei Jahre ist, kann auch schon Alles singen. —

— Ei! so macht mir doch Euere Künste vor, Ihr lieben Kleinen! sagte der Fremde, und die Kinder, die schon ganz dreist geworden waren, ließen sich nicht lange bitten, ihr gewohntes Spiel zu treiben. Aufmerksam und überrascht hörte der Fremde zu, lobte die Kinder, als sie aufgehört hatten, gab ihnen noch mehr Naschwerk und Wein zu genießen und hatte durch seine Güte für sie auch bald das Vertrauen der Mutter gewonnen. Sie setzte sich endlich am Tische nieder, genoß ein wenig von den Speisen, die man ihr reichte, und plauderte mit dem Fremden von ihren geliebten Kindern. Sie gestand, daß sie früher, als sie noch bei Mitteln gewesen, oft daran gedacht habe, den Hans zur Stadt in die Schule zu schicken und ihn, wenn Gott es gewollt hätte, wohl gar zum Prediger zu erziehen; nun sei das vorbei und es mache ihr Sorge, was aus dem Jungen werden solle. So ging es eine Weile fort, bis Margarethe bemerkte, daß die Kinder eingeschlafen waren, die von dem ungewohnten Weine getrunken und weit über die Schlafstunde gewacht hatten. Deshalb stand sie auf, um die Kinder fortzutragen und sie auf das ärmliche Lager in der Nebenkammer zu betten.

— Hört, Klaus! begann darauf der Fremde, als die Frau mit den Kindern hinausgegangen war, hört, Klaus! Ihr thut mir leid und ich könnte Euch helfen. Ich möchte Euch eine hübsche Summe vorschießen; aber freilich, so lange Ihr die Kinder auf dem Halse habt, könnt Ihr immer nichts Rechtes anfangen. Doch auch dafür gäbe es Rath. —

— Was soll ich denn mit ihnen machen? Ersäufen kann man sie nicht und abnehmen wird sie mir kein Mensch; es hat Jeder an den Seinen genug! lachte Klaus wild, dem der Wein allmälig auch zum Kopfe stieg.

— Es kommt darauf an! entgegnete der Fremde. Ich habe ein Paar hübsche Kinder verloren, und Euere Kleinen gefallen mir. Ich bin der Maestro del Arte und bin fern von hier in dem schönen Lande Italien zu Hause, bin reich und hochgeehrt. Wollt Ihr mir Euere Kinder überlassen, daß Ihr nie nach ihnen fragt, daß sie ganz mein Eigenthum werden, so nehme ich sie mit mir, und Ihr könnt verlangen, was Ihr zum Ersatz für sie begehrt. —

Klaus traute seinen Ohren nicht. Er sollte fordern, so viel er wollte, er sollte der Sorge für die Kinder ledig werden und vielleicht ein Leben führen, wie in dieser Stunde; das war mehr, als er gehofft. Er verlangte eine Summe, die ihm ausreichend schien, davon sein Leben hindurch in Freude und Ueppigkeit zu schwelgen; und als Margarethe zurückkehrte, hielt der Fremde die Hand hin, Klaus schlug ein und rief: Topp, der Handel gilt, so wahr es draußen auf dem Kirchthurme zwölf Uhr schlägt!

— Zwölf Uhr? fragte der Fremde, da wird's bald Zeit, an die Weiterreise zu denken; darum Klaus! unterzeichnet schnell hier diesen Kaufkontrakt, und Ihr, liebe Frau! holt mir die Kinder, daß ich mich des neugewonnenen Besitzes versichere.

— Die Kinder schlafen, gnädiger Herr! wandte Margarethe ein, die kein Wort von dem verstand, was sie hörte.

— So führt mich an ihr Lager! befahl der Maestro, und Margarethe that bestürzt, wie er es verlangte. Mit brennenden Kerzen in den Händen folgten ihnen die Mohren.

Als sie in die Kammer kamen, beugte sich der Maestro seltsam lächelnd zu den Kleinen hernieder, enthüllte ihre Brust und fuhr, ehe die Mutter es gewahr wurde oder es verhindern konnte, mit einem kleinen Messer über die Brust des Knaben, die er blutig aufritzte und dann mit einer Salbe überstrich, welche der Diener ihm präsentirte. Ein Blitz flog gerade durch die Fenster, dem ein furchtbarer Donner folgte, aber die Kinder schliefen ruhig fort, der Genuß des Weines mochte sie wohl betäubt haben.

Darauf wollte der Maestro sich eben der kleinen Marie mit seinem Messerchen nahen, als die Mutter ihm in den Arm fiel und erklärte, sie werde es nun und nimmermehr zugeben, daß auch das andere Kind so gezeichnet werde.

— Der Schreck allein, sagte sie, hat mich starr gemacht, daß ich Euch willfahren mußte. Was soll das blutige Zeichen auf der Brust des armen Hans? Was bedeutet es? Was habt Ihr mit meinen Kindern vor?

— Die Kinder sind **mein**! antwortete der Maestro. Ich habe sie erkauft mit sieben Säcken Goldes, die Ihr in der Stube finden werdet; und ich habe nichts Böses mit ihnen vor. Eine Lyra habe ich dem Knaben auf die Brust geätzt und will auch so

dem Mädchen thun, denn ich weihe die Kinder der Musik und werde sie berühmt machen in der Welt.

Vergebens waren Margarethens Bitten und Thränen, Klaus hielt sie mit starkem Arme fest. Auch der kleinen Marie ward die Lyra auf die Brust geäzt, dann wickelten die Mohren beide Kinder in kostbare Pelze und trugen sie in den draußen harrenden Wagen, wohin der Maestro ihnen folgte. Margarethe aber fiel besinnungslos zu Boden.

(Forts. f.)

Mannigfaltiges.

— Die christkatholische Gemeinde zu Schneidemühl. Sicherem Vernehmen nach hat unsere Regierung ihren festen Willen erklärt, in den Angelegenheiten der Dissidenten zu Schneidemühl auf keine Weise einzuschreiten. Sie wird dem Gewissen überlassen, was einzig Sache des Gewissens ist, und parteilos gewärtigen, welche Maßregeln die ersten im offenen Kampfe mit dem Papstthum auftretenden Katholiken ergreifen werden, um ihre Sache würdig durchzufechten. Vergebens wird also die römische Kurie die Waffen der Zensur um Hülfe anflehen, um die Presse aus dem Felde zu schlagen. Unsere Regierung fühlt, daß, statt ultramontanen Insinuationen Gehör zu geben, ihr Interesse erheischt, den Weg der Repressalien, zu welchen die unablässigen und unter mächtigem Schutze stehenden Angriffe der „Sion", des „Katholiken" und derartiger Organe so hartnäckig auffordern, auf keine Weise zu versperren. (D. A. Z.) — Die Berl. Vossische Zeitung schreibt aus Schneidemühl vom 17. Dezbr.: Die Veröffentlichung des Glaubensbekenntnisses des neuen, hier bestehenden Christenverbandes hat sowohl in der Stadt, als in der Umgegend die günstigste Wirkung hervorgebracht. Mit dem lebendigsten Eifer wurde die kleine Schrift empfangen und überall, in jedem protestantischen wie in den meisten katholischen Häusern mit der herzlichsten Freude in der Familiengruppe vorgetragen. — In Bromberg, Chodziesyn und Samoczyn sind für die Mitglieder des neuen Verbandes, denen es schwer wird, einen Geistlichen und ein Bethaus auf eigene Kosten zu erhalten, bereits Kollekten veranstaltet worden, Bei der allseitigen Theilnahme für die ernste Reform kann es nicht fehlen, daß auch auswärtige Mitglieder sich derselben offen anschließen. Es ist dies bereits mehrfach geschehen, und der Verband ist gegenwärtig im erfreulichsten Wachsthum begriffen. Desto mehr Unwillen ruft ein, von einem höhern Geistlichen der Provinz an ein, mit demselben in verwandtschaftlicher Beziehung stehendes Mitglied des Verbandes gerichtetes Ermahnungsschreiben hierorts hervor. Die Kirchen-Spaltung wird darin eine Komödie genannt. Es werden die heftigsten Beleidigungen gegen den suspendirten Geistlichen ausgestoßen und dazu ermahnt, demselben alle Unterstützung zu entziehen, da seine Lehre in den Abgrund führe und die Verdammniß nach sich ziehe. Dieses Anathema ist mit der entschiedenen Entgegnung beantwortet worden, daß man nur in dem neuen Bekenntniß die volle Beruhigung des Gewissens gefunden, welche man in der römischen Kirche entbehrt habe, und daß ein Zurücktritt für einen Meineid angesehen werde und niemals erfolgen würde. — Gestern empfing ein römischer Katholik, welcher sich seit zwanzig Jahren umsonst nach dem Genuß des h. Abendmahles gesehnt hatte, dasselbe auf dem Krankenbette vom Priester Czerski in beiderlei Gestalten. — Ein auswärtiger Anhänger des christkatholischen Glaubensbekenntnisses bereitet eine treue urtertliche Uebersetzung der Bibel nebst einem Kommentar derselben zum Drucke vor. Text und Kommentar werden auch in polnischer Sprache erscheinen.

— Pfennigporto für immer! Wie ungeheuer sich der Briefverkehr seit dessen Einführung in England gemehrt, ergibt sich daraus, daß derselbe im Jahr 1838 75 Mill., im Jahr 1843 230 Mill. Briefe betragen hat. Für's laufende Jahr erwartet man eine Steigerung von weiteren 20 Mill., also eine Bewegung von circa 250 Mill. Briefen. Reicht diese Erfahrung noch immer nicht aus, daß man auch in Deutschland an eine gleiche Maßregel zu denken Behagen spürt? Aber, aber die Aemtchen und die Schlämpchen! Wenn man unser Postwesen mit nüchternen Geschäftsaugen ansieht, da will's Einem freilich bedünken, daß die Kirche zehnmal um's Dorf getragen werden muß, ehe sie einmal in's Dorf hineinkommen kann! Soldaten genug, aber kein General!

(Eisenb.)

— Ferdinand Freiligrath, der noch immer in Brüssel wohnt, wird mit seiner Frau nach Amerika übersiedeln, Von einem deutschen Schiffseigner, der in Nordamerika ansässig, ist demselben freie Ueberfahrt angeboten worden und wahrscheinlich wird Freiligrath dies Anerbieten annehmen. Die Sehnsucht seiner Muse soll also zur Wahrheit werden, im fernen Westen der Sänger eine neue Heimat suchen und mit dem kommenden Frühling finden. (K. Z.) (Diese Nachricht wird in einer Korrespondenz von Darmstadt in der Fr. O.-P.-A.-Z. als unwahr bezeichnet.)

— Der Privatdozent Meier in Göttingen trug in einem Kolleg über Kriminalprozeß seine Ansichten über Prügel als Erforschungsmittel der Wahrheit vor und schloß mit den Worten: „Ich will sie (die Prügel) grade nicht empfehlen, allein sie sind doch bisweilen ein gutes Mittel, die Wahrheit herauszubringen." Ohne weiteren Kommentar wollen wir den Herrn Dr. Meier dem Urtheil des Publikums überlassen. (W. Z.)

— Mit jedem Tage gewinnt das germanische Element in Belgien mehr Kraft. Nachdem neuerdings die bisherigen zweiunddreißig flämischen Journale in dem Antwerpener „Handelsblad" einen neuen Mitkämpfer gefunden, soll nun in Brüssel ein vierunddreißigstes Blatt erscheinen. Es führt den Titel: Küstenstimmen. Blätter für hoch- und niederdeutsche Sprache und Literatur, soll alle vierzehn Tage erscheinen und redigirt werden von unserm Mitbürger, dem Herrn Johannes Wilhelm Wolf, der neben seinen niederländischen Sagen seit mehren Jahren schon eine flämisch-archeologische Zeitschrift, Wodana, in Gent herausgab und, beider Sprachen gleich mächtig, sich wohl am besten für diese Sache eignete. Nebst Aufsätzen und Kritiken über flämische Werke sollen auch deutsche Originalarbeiten in dem Blatte mitgetheilt werden; hauptsächlich aber soll es die Aufgabe sich stellen, das Niederdeutsche enger mit dem Niederländischen zu verbinden und zu einem Aufblühen dieses literarisch fast abgestorbenen Zweiges unserer Sprache kräftig zu wirken. Binnen Kurzem wird die erste Nummer als Prospektus und Probeblatt erscheinen, dann können wir unsern Lesern Näheres darüber mittheilen. (K. Z.)

Die Beiträge, welche zu Gunsten des Herrn Joh. Ronge eingesammelt und in Wilhelm Friedrich's Buchhandlung in Siegen abgegeben worden, haben bereits die Höhe von 71 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. erreicht. Es ist ein sehr erfreuliches, bedeutungsvolles Anzeichen, zu erfahren, wie auch die hiesige Gegend und die Stadt Wiesbaden bis zu den ärmsten Dienstboten herab mit dem deutschen Vaterlande in dieser ernsten Sache einen thätigen Antheil genommen haben.

Damit nun aber die Subskription für den Hrn. Joh. Ronge nicht zu lange ausgedehnt werde, so werden hiermit alle diejenigen, welche in dieser die Ehre und den Ruhm des deutschen Volkes entscheidenden Angelegenheit ihrer Ueberzeugung einen Ausdruck zu geben gesonnen sind, freundlichst und ergebenst eingeladen, ihre Beiträge gefälligst recht bald einsenden zu wollen. Ueber die Versendung derselben ꝛc. wird im „Deutschen Bürgerblatte" öffentliche Rechenschaft abgelegt werden.

Siegen im Dezember 1844.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

(329.) In Unterzeichneter ist folgende sehr beachtungswerthe Schrift erschienen:

Die Flechten,

ihre

Behandlung und radikale Heilung.

Von **W. B. Fränkel,**

Doktor der Medizin und Chirurgie, prakt. Arzte und Operateur.

8. Zweite verm. Auflage. 6½ Bogen. geh. 10 Sgr. — 36 Xr.

Inhalt.

1. Abth. § 1—22. Ursachen, welche die äußere Gestaltung der chronischen Hautkrankheiten verändern. Aeltere Klassifikationen der Flechten.
2. Abth. § 23—34. Antiologie (Lehre von den Krankheitsursachen), Prophylaxis (Verhütung), Prognose (Vorhererkenntniß).
3. Abth. § 35—50. Uebersicht der gebräuchlichsten Mittel wider die Flechten.
4. Abth. § 51—100. Klassifikation der Flechten nach ihren ursächlichen Verhältnissen. Behandlung der Hautkrankheiten mit steter Rücksicht auf die vorhandene Komplikation.

Der Verfasser, ein anerkannt tüchtiger Arzt, behandelt unter den chronischen Hautkrankheiten in dieser Schrift deren Repräsentant, die Flechten. In einer, wenngleich wissenschaftlichen, dennoch für Nichtärzte sehr verständlichen Weise wird diese beschwerliche Hautkrankheit und ihre Heilung sowohl für Aerzte als Nichtärzte gründlich besprochen, mit genauen Angaben der Mittel wider dieselbe, so daß namentlich Alle an dem weitverbreiteten Uebel der Flechten Leidende durch diese Schrift Erleichterung und Abhülfe von großen und langwierigen Beschwerden erhalten werden.

Dieselbe ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu beziehen oder bei solchen vorräthig.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung
in Siegen und Wiesbaden.

Die Barmer Zeitung

wird auch im künftigen Jahre, mit Festhaltung ihrer bisherigen Richtung, die Theilnahme des Publikums sich zu erhalten streben. Sie hat für das nächste Jahr ständige Korrespondenten in Berlin und in den bedeutendsten Städten der Rheinprovinz gewonnen und sie wird außerdem in den Stand gesetzt sein, regelmäßige Berichte über die Ereignisse und Zustände im Regierungsbezirk Düsseldorf zu liefern.

Neu eintretende Abonnenten in Barmen und der nächsten Umgebung erhalten die Zeitung in dem laufenden Jahre **gratis.** Auswärtige Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen baldmöglichst bei den nächstgelegenen Postämtern zu machen. (330.)

Die „Trier'sche Zeitung"

beginnt mit dem 1. Januar 1845 ihren 32. Jahrgang. Die Stellung, welche sie bereits in der öffentlichen Meinung erworben hat, täglich fester einnimmt und stets zu verdienen suchen wird, enthebt uns der Mühe einer Anpreisung, die wir durch die That zu ersetzen vorziehen. Die „Trier'sche Zeitung" darf sich dabei rühmen, von sämmtlichen Tagesblättern Deutschlands die soziale Frage am frühesten und gründlichsten behandelt zu haben. Dieses ihr Bestreben wird durch vermehrte Kräfte im neuen Jahrgange fortgesetzt werden. Die politischen Neuigkeiten gibt sie, wie früher, durch rasche und bewährte Korrespondenzen unterstützt, in kurzer und resumirender Form, um Raum für die Belehrung und den Kampf zu behalten. — In ihrer äußeren Ausstattung (gr. Folio, dreispaltig, auf milchweißem Papier) reiht sie sich unbestritten den besten Tagesblättern an. Der vierteljährlich voraus zu bezahlende Preis beträgt in Trier bei der Expedition 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei allen königl. Postanstalten des preuß. Staats 1 Thlr. 13 Sgr. 9 Pf., Porto und Stempel einbegriffen.

Als Gratiszugabe wird wöchentlich den Sonntagsnummern der „**Philantrop**" beigefügt, ein in Groß-Quart-Format erscheinendes, der Besprechung und Mittheilung kommerzieller, industrieller und agrarischer Interessen gewidmetes Blatt. (331.)

Extrait de Circassie,

von DIMENSON & Co. in Paris. (332.)

Ein vorzügliches und vielfach erprobtes Schönheitsmittel, um die Haut von allen Flecken zu reinigen, und derselben nach nur kurzem Gebrauch ein zartes Weiss, die schönste Frische, Glanz und Weichheit auf lange Dauer zu geben.

Dasselbe ist in grossen, weissen Flacons mit Gebrauchsanweisung à ½ Thaler allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Poudre de Chine,

von

(333.) **Vilain & Co. in Paris.**

Untrügliches und durchaus unschädliches Mittel, grauen, rothen und verbleichten Haaren binnen 2 bis 3 Stunden eine schöne, natürliche und dauernde schwarze oder braune Farbe, je nach dem Wunsche des Gebrauchenden zu geben. Dasselbe wird unter der Bedingung verkauft, wenn nach richtig vorgeschriebenem Gebrauche die versprochene Wirkung nicht stattfinden sollte, den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten.

Preis für die grosse Flasche 1⅓ Rthlr.
Desgleichen für die halbe Flasche ⅔ Rthlr
In Siegen allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Das Vaterland,

Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben,

wird auch im Jahre 1845 in der nämlichen Art und Einrichtung, wie im letzten Quartal zu erscheinen fortfahren. Neben seiner patriotischen, aber keineswegs blos in enger Einseitigkeit sich abschließenden Tendenz, wird es zugleich Recht, Gesetz und Fortschritt zu wesentlichen Theilen der sich gesteckten Aufgabe machen, und Unterhaltung in Ernst und Scherz dabei berücksichtigen. Durch den Preis — 1 Thlr. 20 Sgr. — 2 fl. 40 kr. für den ganzen Jahrgang — ist die Anschaffung sehr erleichtert und wir glauben daher um so mehr der Unterstützung eines zahlreichen verehrten Leserkreises gewiß sein zu dürfen. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Darmstadt. (334.)

Redaktion und Verlagshandlung des Vaterlandes.

[335.] In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Teutschland und die Donau-Mündungen.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Offizier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Velinp. Preis 12½ Sgr. — 45 Kr.

Wechsel-Course

Frankfurt am 24. Dezember.
Gulden Süddeutsch. Währung.

Frankfurt gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 100 fl. Cour.	98⅜	—	98	—
Augsburg . 100 fl. (20r)	—	119½	—	—
Bremen . . . 50 Rth. L'd.	97¾	—	—	—
Hamburg . . 100 Mark B.	—	87⅝	—	87
Leipzig . . . 60 Rth. . . .	—	104⅛	—	—
London . . . 10 Liv. St.	—	119¾	—	—
Lyon . . . . . 200 Francs .	—	93½	—	—
Mailand . . . 250 Lire A.	101½	—	—	—
Berlin . . . . 60 Rth. PC.	—	105⅛	—	—
Paris . . . . . 300 Francs . 3/M. G. 92⅝	—	93½	—	—
Wien . . . . . 100 fl. (20r) 3/M. G. 121¼	122¼	122	—	—

Köln am 24. Dezember.
Thaler Preussisch Courant.

Köln gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	—	140³/₁₀	—	139⁶/₁₀
Paris . . . . . 300 Francs .	80¹/₁₀	80	79⁶/₁₀	79⁵/₁₀
Frankfurt . 150 fl.	85⁶/₁₀	—	85⁷/₁₀	—
London . . . 1 Liv. St.	—	—	—	6. 24¼
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	100	99⁹/₁₀	—	99³/₁₀
Leipzig . . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99¹/₁₀
Augsburg . 150 fl.	102³/₁₀	—	—	—
Hamburg . 300 Mark B.	150²/₁₀	150	149⁵/₁₀	149³/₁₀
Antwerpen 300 Francs .	79⁸/₁₀	—	—	—
Brüssel . . . 300 Francs .	—	—	—	—
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111³/₁₀	79⁹/₁₀	—	—
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	104⁵/₁₀	—	—

Elberfeld & Barmen am 23. Dezember.
Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	140⁵/₁₀	140⁴/₁₀	—	139⁵/₁₀
Augsburg . 150 fl. (20r)	—	102⁵/₁₀	—	101³/₁₀
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	104⁵/₁₀	—	103⁹/₁₀
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111⁴/₁₀	111⁴/₁₀	110⁸/₁₀	110⁵/₁₀
Hamburg . 300 Mark B.	150²/₁₀	150	149⁸/₁₀	149³/₁₀
3/M. G. 148⁸/₁₀				
Leipzig . . . 100 Rth. . .	—	—	—	99¹/₁₀
Breslau . . . 100 Rth. . .	—	—	—	99²/₁₀
London . . . 1 Liv. St.	6. 25½	6. 25¼	6. 24½	6. 24¼

Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Antwerpen 300 Francs .	—	79⁸/₁₀	—	—
Brüssel . . . 300 Francs .	—	79⁸/₁₀	—	—
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	—	99⁹/₁₀	—	99³/₁₀
Paris . . . . . 300 Francs .	80²/₁₀	80	79⁷/₁₀	79⁶/₁₀
3/M. Br. 79⁵/₁₀. G. 79⁷/₁₀				
Frankfurt . 150 fl.	85⁷/₁₀	85⁵/₁₀	85¹/₁₀	85
3/M. G. 84⁷/₁₀				
Mailand . . . 300 Lire A.	—	69⁷/₁₀	—	—

Course der Geldsorten.

Frankfurt am 24. Dezember.	fl	xr
Neue Louisd'or (Carolin)	11	4
Alte Louis'dor oder Pistolen.	9	45
Friedrichsd'or, Preussische	9	45
Holländische Zehnguldenstücke.	9	54
Rand-Dukaten	5	34
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	9	24⅓
Englische Souverains	11	50
Laubthaler, ganze (Fr. Kronth.)	2	43¼
Preussische Thaler	1	44⅞
Fünffrankenthaler	2	20

Köln, Elberfeld und **Barmen** am 24. Dezember.	Rthl	Sgr
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	17½
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20
Rand-Dukaten	3	5
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5	12½
Französische Kronenthaler	1	16⅝
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe	—	22½
„ „ viertel		11¼
Fünffrankenthaler	1	10

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.